

Indienbilder in der deutschen Literatur

Teil 4 – Zwischen den Kriegen und nach 1945

Reinhold Schein

Weiterhin und bis in die Gegenwart liefern indische Legenden und Mythen Stoff für Romane und Erzählungen deutschsprachiger Autoren. Oft dient die indische Kulisse als Folie zum Diskurs über aktuelle Fragen der westlichen Welt. Auch die britische Kolonialherrschaft in Indien tritt verstärkt in den Fokus. Nach dem Zweiten Weltkrieg entschwindet Indien zunächst aus dem Blickfeld der deutschsprachigen Literatur, kehrt aber seit dem letzten Viertel des 20. Jahrhunderts umso nachdrücklicher zurück, nun vermittelt durch Autoren, die nicht nur touristische Bildungsreisen unternehmen, sondern sich dem Leben im postkolonialen Indien für längere Zeit aussetzen.

Lion Feuchtwanger (1884-1958), bekannt vor allem durch seinen Romanwelterfolg *Jud Süß* (1925), war von der Kultur und Literatur des alten Indiens begeistert und eignete sich während seines Philosophie- und Germanistikstudiums auch Sanskritkenntnisse an. Wohl mit Hilfe existierender deutscher Übersetzungen dichtete er zwei Theaterstücke nach. 1916 veröffentlichte er unter dem Titel *Vasantasena* (dem Namen einer Kurtisane und weiblichen Hauptperson des Stückes) das dem legendären König Shudraka zugeschriebene Schauspiel *Mricchakatika* („Das irdene Wägelchen“), eins der bekanntesten klassischen Sanskrit-Dramen. Feuchtwangers Bühnenadaptation wurde in Mannheim, München, Berlin und Halle mehr als hundertmal aufgeführt. 1917 folgte unter dem Titel *Der König und die Tänzerin* Kalidasas höfisches Schauspiel *Malavikagnimitra*.



Viel näher an der Gegenwart liegt eine Episode aus der britisch-indischen Kolonialgeschichte, die Feuchtwanger sogar dreimal unterschiedlich bearbeitete. Zuerst 1916 als Schauspiel in vier Akten: *Warren Hastings: Gouverneur von Indien*. Hastings, der sich im 18. Jahrhundert in der *East India Company* hochgearbeitet hatte, stieg bis zum Generalgouverneur von Bengalen auf. Er setzte sich

Vasantasena, Lithographie von Ravi Verma

energisch und aggressiv für die britische Expansion in Indien ein und machte die *Company* zur stärksten Kraft auf dem Subkontinent.

An Warren Hastings faszinierte Feuchtwanger die Verbindung von kalt berechnender Politik zum Nutzen der *East India Company* mit feinsinnigem Verständnis für die indische Kultur. Hastings unterstützte zum Beispiel 1784 die Gründung der *Royal Asiatic Society* durch William Jones und schuf damit die Voraussetzungen für die wissenschaftliche Erforschung des indischen kulturellen Erbes. Zugleich bot die Figur von Hastings deutscher Geliebten und späteren Ehefrau Marianne von Imhoff die Möglichkeit, „im Kontext der Kriegspropaganda gegen England einen Versöhnungston“ anzuschlagen.¹

1925 schrieb Feuchtwanger das Stück in Zusammenarbeit mit **Bertolt Brecht** (1898-1956) grundlegend um und veröffentlichte es unter dem Titel *Kalkutta, 4. Mai: Vier Akte Kolonialgeschichte*. Stärker als in der ersten Version steht nun Hastings' skrupellose Machtpolitik im Zentrum. Sprachlich rückt das Schauspiel mit seinem nun schnoddrigen, manchmal zynischen Ton in die Nähe der späteren Stücke Brechts und markiert eine Stufe in dessen Arbeit an der Entwicklung eines politischen Lehrtheaters.²

1934 entstand die Erzählung *Marianne in Indien*,³ die in einem weiter gefassten Zeithorizont die Beziehung von Hastings zu Marianne von Imhoff ins Zentrum stellt. Sie beginnt 1769 mit der Schiffsreise nach Indien, auf der Hastings die attraktive Marianne kennenlernt und schon bald im Einverständnis mit ihr beschließt, sie ihrem hochverschuldeten Ehemann quasi abzukaufen, und endet nach

ihrer endgültigen Rückkehr nach England. Hauptperson der Erzählung ist Marianne, die in Indien an Hastings Seite wie eine Königin lebt. Mit feiner Ironie zeichnet Feuchtwanger ein Bild der britischen Kolonialaristokratie in Kalkutta.



Warren Hastings, Marianne und eine indische Dienerin, Gemälde von Johan Zoffany, circa 1783

Alfred Döblin (1878-1957), der Autor von *Berlin Alexanderplatz*, veröffentlichte 1927 das dreiteilige Versepos *Manas*, mit dem er eine längst aus der Mode gekommene Literaturgattung zu reanimieren versuchte. Es geht um Tod und Wiedergeburt, Schuld und Verstrickung, die Beziehung zwischen Mensch und Gott. Döblin greift sehr frei auf die Episode von Savitri und Satyavan aus dem Mahabharata und auf andere altindische Mythen zurück, die er aus Werken des Indologen Heinrich von Glasenapp kannte. Der Titelheld Manas, ein Prinz aus Udaipur, hat als Krieger getötet und fühlt sich deshalb schuldig. Manas fasst den heroischen Plan, Schiwa, den Herrn über Leben und Tod,

und damit den Tod überhaupt zu besiegen, und kehrt zurück auf das Schlachtfeld, wo er zum Mörder wurde. Das Vorhaben scheitert und endet für ihn selbst tödlich. Seine Leiche wird nach Udaipur gebracht. Nun weigert sich seine Gemahlin Savi-

tri, ihn als tot anzuerkennen, bewirkt bei Schiwa (der in ihr seine Gefährtin aus einer früheren Weltepoche erkennt) Manas' Wiedergeburt. Savitri bringt ihn als Baby erneut zur Welt und stirbt dann, um zu Schiwa zurückzukehren. Nun als Halbgott reinkarniert, wütet Manas gegen die Dämonen, kämpft schließlich sogar mit Schiwa und hindert ihn daran, seinen *Tandava*-Tanz auszuführen, mit dem er am Ende eines jeden Schöpfungszyklus' die Welt ins Nichts auflöst. Somit hat Manas den Tod letztlich doch besiegt.

Dieses sperrige Werk, das in expressionistischer Sprache kühn mit indischen Ideen und Mythen jongliert, ist von einigen Kritikern begeistert aufgenommen worden⁴, konnte aber nie bei einem breiteren Lesepublikum reüssieren.

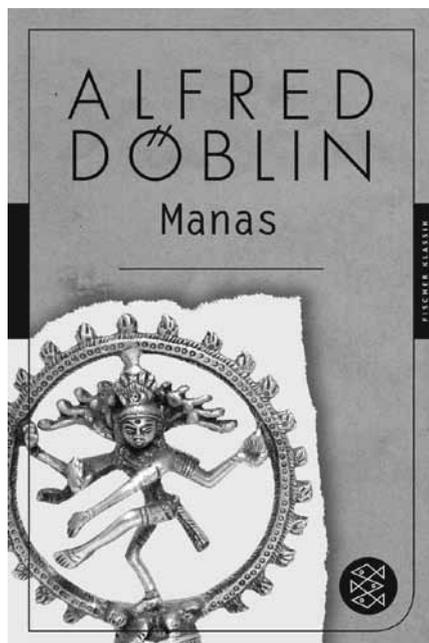
Klaus Mann (1906-1949) geht es in *Alexander: Roman der Utopie* (1929) weniger um historische Genauigkeit, als um die psychologischen Prozesse, die den mit hohen Idealen angetretenen großen Makedonenkönig allmählich in einen Zyniker der Macht verwandeln. Das Kapitel *Alexander in Indien* verarbeitet die berühmte Indienepisode in der Biografie Alexanders des Großen. Seinen rauen Kriegern kommt das fruchtbare Land am Indus mit seiner üppigen Vegetation und seinen prächtigen Städten geradezu paradiesisch vor.

Alexander lernt eine Gruppe von „Gymnosophisten“ kennen, die ebenso sanftmütigen wie stolzen nackten Weisen Indiens, und fordert sie auf, ihm ihre Lehre mitzuteilen. Doch sie verlangen von ihm, er solle zunächst einen Tag und eine Nacht schweigend in sich gehen. „Wohin schaue ich, wenn ich in mich schaue?“ überlegt Alexander entsetzt. Auf die Frage, ob seine Taten gut gewesen seien, antworten die Asketen schließlich, wichtiger als das Handeln selbst sei die innere Haltung des Handelnden. Und letztes Ziel sei die Auflösung allen Tuns.

„Aus ihrer Rede wehte es den König friedvoll und schauerlich an. Er fühlte, einige Sekunden lang, alles, was er getan und geleistet hatte, ins Nichts zerfließen, sah es aufgehoben; ebenso das, was er noch tun würde.“⁵

Während Alexander allmählich in Schlummer versinkt, hört er halb bewusst die Lehre der Weisen, alles sei Brahman und zu dieser Erkenntnis führe der Pfad der Entsagung. Aus dem Halbschlaf erwacht schüttelt Alexander die Versuchung dieser Lehre entschlossen ab, kehrt zurück zu seinem Heer und besiegt wenig später in der Schlacht am Hydaspes (Jhelum) seinen Widersacher, König Poros.

Es folgt ein rauschhaft-erotisches Abenteuer mit der prachtvollen indischen Königin Kandake, auch dies eine Versuchung, sich selbst zu verlieren. Alexander rafft sich jedoch zusammen und beschließt, den Welteroberungszug



Cover einer angekündigten Neuauflage

weiter nach Osten auszudehnen. Doch nun meutern seine Soldaten und zwingen ihn zur Umkehr.

Auch **Thomas Mann** (1875-1955) wandte sich im amerikanischen Exil einem indischen Thema zu. Seiner Erzählung *Die vertauschten Köpfe* (1940) liegt dieselbe grausige Legende zugrunde, die schon Goethe in seinem *Paria*-Gedicht verwandelt. Gemildert wird die krasse Geschichte eines Selbstopfers für die blutdürstige Göttin Kali durch Thomas Manns durchgehend ironisch-distanzierte Erzählhaltung:

„Die Geschichte der schönhüftigen Sita, Tochter des aus Kriegerblut stammenden Kuhzüchters Sumantra, und ihrer beiden Gatten (wenn man so sagen darf) stellt, blutig und sinnverwirrend, wie sie ist, die höchsten Anforderungen an die Seelenstärke des Lauschenden und an sein Vermögen, den grausamen Gaukeleien der Maya des Geistes Spitze zu bieten.“

Während Sita eines Tages im Fluss badet, wird sie von zwei jungen Männern beobachtet. Thomas Mann beschreibt genüsslich alle Reize Sitas, die das weibliche Schönheitsideal Indiens perfekt verkörpert. Einer der beiden Männer, der Kaufmann Schridaman, verliebt sich Hals über Kopf in Sita, und seinem Freund, dem Schmied Nanda, gelingt es, die Ehe zu vermitteln.

Als Sita nach einem halben Ehejahr schwanger wird, reist sie, begleitet von Schridaman und Nanda, erstmals wieder in ihr Heimatdorf, um die Eltern zu besuchen. Unterwegs halten sie an einem Felsentempel der Kali. Während Sita und Nanda draußen warten, betritt Schridaman den Tempel, ergreift ein dort liegendes Schwert, mit dem er sich, um der Göttin ein Opfer zu bringen, selbst enthauptet. Als Nanda schließlich die Leiche findet, enthauptet auch er sich, um der ihm vermeintlich drohenden Verurteilung als Mörder Schridamans zu entgehen. Sita findet beide tot

auf, nun will auch sie ihrem Leben ein Ende setzen und sich an einer Liane erhängen. Doch an diesem Punkt greift die Göttin persönlich ein. Sie ruft Sita zu: „Willst du das wohl augenblicklich sein lassen, du dumme Ziege?“, und fordert sie auf, ihr alle Sünden zu gestehen. Nun erst er-

fährt der Leser den Grund von Schridamans Verzweiflungstat: Sita liebte und begehrte nicht ihn, sondern seinen Freund, den attraktiven Nanda. Auf Befehl Kalis muss Sita nun die Körper wieder mit ihren Köpfen zusammenfügen, wobei ihr in der Eile natürlich ein Fehler unterläuft. Schridamans Körper bekommt Nandas Kopf, Nandas Körper den Schridamans. Beide Männer sind sogleich wieder lebendig und damit hoch beglückt, doch die Frage ist nun: Wer ist Sitas Mann? Ein Waldeinsiedler entscheidet: Der mit Schridamans Kopf ist ihr Ehemann. Dass er nun auch Nandas schönen Körper hat, ist Sita umso willkommener. Doch es ergeben sich weitere Verwicklungen ...

Thomas Mann lässt in seine frivol-ironische Erzählung Erkenntnisse moderner Tiefenpsychologie über die Wechselwirkung zwischen Körper und Psyche einfließen.

Ernst Wiechert (1887-1950) war in den 1930er bis 50er Jahren ein vielgelesener Autor. 1937 geriet er trotz seiner nationalkonservativen Einstellung in Konflikt mit den NS-Kulturbehörden und wurde für mehrere Monate ins KZ Buchenwald gesperrt. Der Grund war seine Erzählung *Der weiße Büffel*, in der das Regime einen Protest gegen seinen totalitären Machtanspruch witterte. Held der in die Form einer indischen Legende gekleideten Geschichte ist der Dorfbewohner Vasudeva. Er fordert Gerechtigkeit für einen Bauern, dem die Krieger des Königs einen Büffel getötet haben. Vasudeva weigert sich, vor dem auf einer Säule postierten goldenen Antlitz des Königs auf die Knie zu fallen. Darauf steht die Todesstrafe. Der König gibt Vasudeva zwar in einem längeren Gespräch die Chance einzulenken, doch Vasudeva bleibt standhaft und erklärt dem König, das bloße Leben sei ihm weniger wichtig als das Festhalten an seinem als recht erkannten Entschluss. Dem König seinerseits zwingt Vasudevas Standpunkt zwar Hochachtung ab, er ist aber nicht bereit, auf seinen unumschränkten Machtanspruch zu verzichten und lässt Vasudeva hinrichten. Der König wird danach allerdings seines Lebens nicht mehr froh. Vasudeva erscheint ihm häufig im Traum. Der König übergibt den Thron seinem Sohn, legt selbst das Lententuch des Asketen an und lässt sich in der Nähe von Vasudevas Grab nieder. Zum Schluss sieht er, wie der junge König einen Zug von fünfzig Büffelpaaren losschickt, um den Bauern für den Verlust seines einzigen Büffels zu entschädigen.

Im Sprachduktus, einem archaisierenden Legendenstil, und auch in Vasudevas Reue über seine eigenen Gewalttaten in jungen Jahren ähnelt die Erzählung Stefan Zweigs *Die Augen des ewigen Bruders*. Und auch Wiechert greift ein hochaktuelles Thema auf: die Vergötzung der Macht. Vasudevas unbedingtes Beharren auf ethischen Grundprinzipien scheint auf Mahatma Gandhis Begriff des *Satyagraha* (Festhalten an der Wahrheit) und den zivilen Ungehorsam als Methode zu deuten.



Cover einer Ausgabe von 1948

Der protestantische Theologe **Hanns Lilje** (1899-1977) reiste 1928 zum ersten Mal nach Indien zu einem Kongress der *World Student Christian Federation* und schrieb darüber einen ausführlichen Bericht, in dem er auch auf die britische Kolonialpolitik und die gandhianische Bewegung einging. Als Lilje wegen seiner Kontakte zu Angehörigen des Widerstands 1944 in Gestapohaft kam, verfasste er die „indische Novelle“ *Der Königspriester* (Erstdruck 1950), in die viele seiner Eindrücke aus Indien einfließen. Im Zentrum steht eine reale Persönlichkeit, der deutsche Missionar Friedrich Schwartz (1726-1798). Dieser bemerkenswerte Mann, der den größten Teil seines Lebens in Indien verbrachte, hatte sich Freundschaft und Protektion des Maharadschas Serfoji von Tanjore erworben. Schwartz genoss so hohes Ansehen bei Indern wie Europäern, dass ihn der britische Militärkommandant von Madras 1768 um Vermittlung in einer heiklen Angelegenheit bat. Schwartz kam der Bitte nach und erwirkte einen Vertrag zwischen den Briten und Haidar Ali, dem Herrscher von Mysore, wodurch Madras der drohenden Zerstörung durch die Truppen Haidar Alis entging. In der Novelle versäumt der Missionar jedoch nicht, dem Kommandanten ins Gewissen zu reden:

„Euer Land könnte eine große Mission in Indien erfüllen. Ihr könntet hier den Segen der Ordnung und eines guten Regiments pflanzen. Aber stattdessen habt Ihr bisher nur Blut und die Erinnerung an Unrecht und Gewalttat hinterlassen. Wollt Ihr es nun hier im Süden genauso machen wie bisher im Norden? Eure Gouverneure von Bengalen sind alle in kürzester Zeit unvorstellbar reich geworden.“⁷

Günter Grass (geb. 1927) reiste viermal nach Indien. 1975 war er als Gast der indischen Regierung einige Wochen in Delhi und Kalkutta. Dieser erste Indienaufenthalt fand seinen literarischen Niederschlag in dem Roman *Der Butt* (1977), mit dem Grass eine Art Welt-Kulturgeschichte vorlegte. Der zeitlichen Grenzen enthobene Ich-Erzähler berichtet über seine Erlebnisse von der Jungsteinzeit bis in die Gegenwart. Als Vasco da Gama, Entdecker des Seewegs nach Indien, kehrt er nun im 20. Jahrhundert nach Indien zurück („Vascos Wiederkehr“):

„Wieder- und wiedergeboren ist Vasco jetzt Schriftsteller. Er schreibt ein Buch, in dem es ihn zu jeder Zeit gegeben hat: steinzeitlich, frühchristlich, hochgotisch, reformiert, barock, aufgeklärt und so weiter.“⁸

Vasco/Grass schildert seine Erlebnisse: Begegnungen mit Kulturschaffenden, Politikern, Intellektuellen, Eindrücke im Straßenalltag. Kalkutta, wo er eine Woche verbrachte, versetzte ihm einen massiven Kulturschock, was sich in der drastischen Bildlichkeit seiner Schilderung widerspiegelt:

„Aber Kalkutta, diese bröckelnde, schorfige, wimmelnde, ihren eigenen Kot fressende Stadt, hat sich zur Heiterkeit entschlossen. Sie will, dass ihr Elend – überall ließe sich Elend fotografieren – schrecklich schön ist: der mit Werbeflächen verhängte Zerfall, das berstende Pflaster, Schweißperlen, die die Zahl neun Millionen bilden. Menschen quellen aus Bahnhöfen, die wie Vasco gestern noch, täglichen Durchfall haben: weißbehemdete Maden in einem viktorianisch verkleckerten Scheißhaufen.“⁹

Es überrascht nicht, dass derartige Beschreibungen in Indien als beleidigend empfunden wurden. Auch **Franz Xaver Kroetz**, der sich wiederholt zur Aufführung seiner Stücke in Kalkutta aufhielt, fand das Indien-Kapitel im *Butt* „unmenschlich und unverschämt“.¹⁰ Insgesamt wurde der Roman jedoch von der Kritik positiv aufgenommen.

Offenbar wirkte Indien, vor allem Kalkutta, auf Grass als eine geradezu existenzielle Herausforderung. Er wollte sich diesem verstörenden Ort erneut aussetzen, und zwar für eine längere Zeit. So nahm er 1986 die Einladung des Goethe-Instituts an, mit seiner Frau ein ganzes Jahr in Kalkutta zu verbringen. Während Grass selbst sich dieses Mal wohler fühlte und auch an der Inszenierung seines Stückes *Die Plebejer proben den Aufstand* in bengalischer Sprache mitwirkte, litt seine Frau unter der unüberwindlichen Fremdheit. Sie geriet in eine psychosomatische Krise, weshalb das Paar vorzeitig abreiste.



Literarisches Resultat dieses Aufenthalts ist *Zunge zeigen* (1988), ein Werk, das sich nicht in die üblichen literarischen Gattungskategorien einordnen lässt. Auf einen tagebuchähnlichen Prosatext folgt ein langes Gedicht. Illustriert hat Grass das Buch mit eigenen Zeichnungen. Der Titel verweist auf die herausgestreckte Zunge der Kali, die er bei einem Besuch ihres Tempels am Kalighat sah – ein Zeichen der Scham über die Mordlust der Göttin, wie ihm ein Priester erläuterte.

Scham ist ein zentrales Thema des Buches, ein Gefühl der Scham über das allseits sichtbare Elend, die Not, den Schmutz, Scham über die Kluft zwischen Reichtum und Armut, Beschämung manchmal auch, wenn der Gast aus Deutschland unversehens in Attitüden der weißen Sahibs zu britischen Kolonialzeiten verfällt.

Auch der Österreicher **Josef Winkler** (geb. 1953) hielt sich mehrfach längere Zeit in Indien auf. Tod und Homosexualität ziehen sich thematisch durch sein ganzes Werk, so auch durch sein als Roman ausgewiesenes Buch *Domra. Am Ufer des Ganges* (1996), das aber eher ein minutiöses Protokoll seiner Beobachtungen in Varanasi ist. An dieser Stadt zogen ihn speziell die mit Tod und Leichenverbrennung verbundenen Rituale an und veranlassten ihn, über Monate täglich etliche Stunden an einem der Verbrennungsgghats zu verbringen. Hauptakteure sind die *Domra*, die Fachleute des Kremationswesens, die den gesamten Vorgang organisieren, die Scheiterhaufen aufschichten, für Nachschub an Brennholz sorgen, den Brand überwachen usw. Die detaillierte Beschreibung der Verwandlung von Körpern in Asche und die Vorgänge im Umfeld der Kremationen machen den größten Teil des Buches aus. Besonders der Kontrast zwischen den rauchenden Scheiterhaufen und dem Leben ringsum, den spielenden Kindern, badenden Jugendlichen, streunenden Tieren, die unmittelbare Nachbarschaft des Schönen und des Schrecklichen faszinierte Winkler.¹¹

Winkler veröffentlichte seine Erfahrungen am Verbrennungsgghat 2006 noch separat als Reisejournal unter dem Titel *Indien: Varanasi, Harishchandra ...* 2011 und 2012 folgten *Kalkutta: Tagebuch*, Teil 1 und 2. Ein dritter Teil ist angekündigt.

Der legendenhafte Roman *Die Besänftigung* von **Thorsten Becker** (geb. 1958) hat einen realen historischen Hintergrund.¹² Es geht um den Kaiser Ashoka, der im 3. Jh. v. Chr. das von seinem Großvater Chandragupta begründete Maurya-Reich fast über den ganzen Subkontinent ausdehnte. Nach der blutigen Eroberung von Kalinga (heute Orissa) überkam den Herrscher Reue angesichts des Leidens, das er über die Menschen gebracht hatte. Es heißt, dass er daraufhin zum Buddhismus konvertierte und sich zum Friedensfürsten wandelte. Diese Besänftigung wird in Beckers Roman durch Ashokas klugen Lieblingssele-

fantan Susima bewirkt, der den Kaiser auch die Sprache der Elefanten lehrt. Ein Nachkomme Susimas erzählt die Geschichte nun 72 Generationen später anderen Elefanten im südindischen Tempel von Guruvayur. Eine originelle Idee für eine Story, allerdings doch etwas leichtgewichtig in der Ausführung.¹³

Der bulgarisch-deutsche Autor **Ilija Trojanow** (geb. 1965) wechselte schon als Kind mehrfach mit seinen Eltern das Land (Bulgarien, Italien, Deutschland, Kenia). Später lebte er auch in Mumbai, Kapstadt und Wien. So ist die Integration in verschiedenartige kulturelle Welten für ihn ein bestimmendes Lebensthema. Auch der Held von Trojanows Roman *Der Weltensammler* (2006), der abenteuerfreudige englische Offizier, Diplomat und Sprachgelehrte Richard Francis Burton (1821-1890), ist ein Experte des Eindringens in fremde Kulturen. Anders als die meisten seiner Kollegen im Kolonialdienst begnügte sich Burton nicht mit rudimentären indischen Sprach- und Kulturkenntnissen. Im ersten der drei Teile des Romans, abwechselnd geschildert von einem neutralen Erzähler und einem indischen Diener, dringt Burton in Bombay, Baroda und Karachi in den Geist des Landes ein, lernt Sanskrit und moderne indische Sprachen, studiert Sitten und Gebräuche, Verhaltens- und Redeweisen so gründlich, dass er schließlich in die indische Gesellschaft eintauchen kann, ohne als Fremdling aufzufallen – eine Fähigkeit, die er zur Spionage für den britischen Geheimdienst nutzt. Auch die islamische Kultur lernt Burton in Indien gründlich kennen, womit er sich auf die beiden nächsten Etappen seines Weltensammelns vorbereitet: die nur Muslimen erlaubte Teilnahme an der Pilgerschaft nach Mekka und die Suche nach den Quellen des Nils in Ostafrika.

Weitere Reportagen und Reiseberichte aus Indien abseits der touristischen Pfade weisen Trojanow als kenntnisreichen, kritisch beobachtenden Freund des Landes aus: *Der Sadhu an der Teufelswand* (2001), *An den inneren Ufern Indiens* (2003), *Indien: Land des kleinen Glücks* (2006), *Gebrauchsanweisung für Indien* (2006).

Zur zweiten Heimat wurde Indien für **Martin Kämpchen** (geb. 1948), der schon vor Jahrzehnten seinen Lebensmittelpunkt nach Shantiniketan in Bengalen verlegte. Bekannt wurde er als Übersetzer von Ramakrishna und Rabindranath Tagore, als Journalist und Herausgeber. 1999 veröffentlichte er den Roman *Das Geheimnis des Flötenspielers*, die Geschichte zweier Freunde aus dem Stamm der Santal, die zu den Ureinwohnern Indiens gehören und von Hindus wie Muslimen als primitiv und rückständig angesehen werden. Einer der beiden, der strebsame Schona, schafft es als erster aus seinem Dorf, an einem College zu studieren. Seinem Freund Bimal, einem begnadeten Flötenspieler, fehlt solcher Ehrgeiz. Er liebt ein schönes Mädchen aus dem Nachbardorf und das freie Leben als umherziehender

Geschichtenerzähler. Trotz vielfacher Widerstände, trotz Schikanen seitens der Polizei, trotz Armut und Krankheit hinterlässt der Roman den Eindruck, dass es auch für die Santals nicht unmöglich ist, sich aus ihrem Nischendasein am Rande der indischen Gesellschaft herauszuarbeiten.

Ein neuer Band mit Erzählungen von Martin Kämpchen ist kürzlich unter dem Titel *Pfefferkörnchen* im Kitab Verlag, Klagenfurt, erschienen.

Fazit nach zweieinhalb Jahrhunderten der Auseinandersetzung deutschsprachiger Schriftsteller mit indischen Themen: Im 18. und 19. Jahrhundert wurde Indien, das man nur aus frühen Übersetzungen klassischer Sanskrittexte und einigen Reiseberichten kannte, für Generationen zu einem Traum- und Sehnsuchtsland. Ästhetische Inspiration boten Kalidasas Dramen und Jayadevas *Gitagovinda*. Philosophisch schien der hochfliegende Idealismus der klassisch-romantischen Epoche mit brahmanischen und buddhistischen Lehren zu korrespondieren. Diese „Seelenverwandtschaft“ spielte eine bedeutende Rolle bei der Entstehung der Indologie als philologischer Wissenschaft. Auch im späteren 19. und frühen 20. Jahrhundert knüpften neoromantisch gestimmte Autoren noch an diese Tradition an.

Zum Autor

Reinhold Schein arbeitete in den 1980er und 90er Jahren als DAAD-Lektor für deutsche Sprache und Literatur an der *Poona University* und der *Banaras Hindu University*. Die deutsch-indischen Literaturbeziehungen wurden eins seiner Studiengebiete. Nach seiner Rückkehr aus Indien betätigte er sich auch als Übersetzer von Literatur aus und über Indien. Seine Homepage: www.indienbild.de.

Endnoten

- ¹ Shashwati Mazumdar: *Feuchtwanger, Brecht: Der Umgang mit der indischen Kolonialgeschichte: Eine Studie zur Konstruktion des Anderen*, Würzburg: Königshausen & Neumann 1998, S. 95.
- ² Vgl. Ulrich Weisstein: „Als wärs ein Stück von Brecht: Ein Vergleich zwischen Lion Feuchtwangers Schauspiel ‚Warren Hastings. Gouverneur von Indien‘ und dessen Neufassung ‚Kalkutta. 4. Mai‘“, in: Rudolf Wolff (Hrsg.): *Lion Feuchtwanger: Werk und Wirkung*, Bonn: Bouvier 1984, S. 69–93.
- ³ Lion Feuchtwanger: *Erzählungen*, Berlin: Aufbau Verlag 1985, S. 109–126.
- ⁴ Vgl. Ursula Kocher: „Vom Schwimmen in den Texten: Alfred Döblins Manas“, in: *Horizonte verschmelzen: Zur Hermeneutik der Vermittlung. Hartmut Eggert zum 70. Geburtstag*, hrsg. von Hans Richard Brittnacher u.a. Würzburg: Königshausen und Neumann 2007, S. 95–105.
- ⁵ Klaus Mann, Alexander: *Roman einer Utopie*, zitiert nach Gerhard Koch, *Indien: Wunder und Wirklichkeit in deutschen Erzählungen des 20. Jahrhunderts*, München: Insel Verlag 1986, S. 202.
- ⁶ Thomas Mann: *Sämtliche Erzählungen*, Frankfurt/Main: S. Fischer 1963, S. 566.
- ⁷ Hanns Lilje: *Der Königspriester: Eine indische Novelle*, Hamburg: Furche Verlag 1960, S. 54.

Parallel dazu trat ab Mitte des 19. Jahrhunderts das reale Indien unter britischer Kolonialherrschaft ins Zentrum des Interesses. Man respektierte die organisatorisch-technischen Leistungen der Briten, kritisierte aber ihren Dünkel und die ökonomische Ausbeutung des Landes und sympathisierte mit dem indischen Streben nach Unabhängigkeit.

Das postkoloniale Indien erscheint in der neueren deutschsprachigen Literatur vor allem als armes, rückständiges Land, geprägt von krasser sozialer Ungerechtigkeit, Inkompetenz und Korruption. Waren die frühen Bilder Indiens oft sehr geschönt, so dominierte nun ein überkritisches Gegenbild. In jüngster Zeit melden sich auch Autoren zu Wort, die kenntnisreich Licht- und Schattenseiten des realen Indiens zeigen.

Der literarische Wert dieser sehr unvollständigen Auswahl von Erzählungen, Gedichten, Dramen usw. ist naturgemäß höchst unterschiedlich. Hier kam es aber nicht darauf an, sie zu bewerten, sondern den Wandel der Indienbilder nachzuzeichnen. Wer sich darauf einlässt, einige dieser Texte zu lesen, wird zu seinem eigenen Urteil über ihre Qualität kommen.

- ⁸ Günter Grass: „Vasco kehrt wieder“, in: *Der Butt*, Darmstadt: Luchterhand 1977, S. 220.
- ⁹ ebd. S. 232.
- ¹⁰ zitiert nach Gerhard Koch (Hrsg.): *Indien: Wunder und Wirklichkeit in deutschen Erzählungen des 20. Jahrhunderts*, Frankfurt am Main: Insel Verlag 1986, S. 19.
- ¹¹ Winkler sagt in einem Interview mit Matthias Prangl: „Nach drei Tagen wollte ich weg, weil es so grausig war, habe dann aber die Schönheiten, die Kultur des Landes aufgesucht, den Ganges und den schönen und schrecklichen Einäscherungsplatz und bin geblieben und habe irgendwann gewußt, es wird ein Buch. Ich muß immer dort hin und auch dort bleiben, wo ein Buch draus wird.“ www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6730
- ¹² Thorsten Becker: *Die Besänftigung*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2003.
- ¹³ Manfred Durzak bedauert, dass Becker aus seiner Idee nicht mehr gemacht hat: „Wenn es gegen Ende über Ashoka heißt, dass er die Kenntnis der Elefantensprache wieder einbüßt, so gilt dies, nochmals metaphorisch gesprochen, erst recht für den Erzähler Becker, der nirgendwo den Versuch macht, diese Sprache zu lernen, d.h. kulturelle Impulse der indischen Tradition produktiv aufzunehmen ... Dieser Mangel wiegt umso stärker, als sich Becker ja mit einem zentralen Kapitel der indischen Frühgeschichte beschäftigt, dessen humane Vorbildlichkeit auch aus heutiger Perspektive beeindruckend bleibt.“ (Manfred Durzak: „‚Indianness‘ in deutscher Indien-Literatur. Am Beispiel von Thorsten Beckers Historien-Legende ‚Die Besänftigung‘“, in: Manfred Durzak (Hrsg.): *Bilder Indiens in der deutschen Literatur*, Frankfurt am Main: Lang 2011, S. 145.)